

**Zeitschrift:** Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum  
**Herausgeber:** Benediktiner von Mariastein  
**Band:** 64 (1987)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Denkmalpflegerische Dienste im Ausland. 4  
**Autor:** Lauber, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1031152>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Denkmalpflegerische Dienste im Ausland 4

Von Fritz Lauber, Basel

### Die kriegszerstörte St.-Niklaus-Kirche in Hamburg

Und jetzt nochmals zurück ins Jahr 1971, als Ende Juni die Jahrestagung der deutschen Denkmalpfleger im kleinen Ort Sägeberg im Lande Schleswig-Holstein stattfand, und von wo aus im Zusammenhang mit diskutierten Themen der zweite Ausflug nach Hamburg führte.

Wer das Wort Hamburg hört, denkt gewöhnlich an eine moderne Handels- und Hafenstadt. Tatsächlich aber ist Hamburg sehr alt; seine Anfänge gehen sogar ins 9. Jahrhundert zurück: auf Betreiben Karls des Grossen dürften bereits 808 ein Dom und eine Burg angelegt worden sein. 831 erhob man die Siedlung (mit dem Heiligen Bischof Ansgar, der aus der Picardie stammte und zum Apostel des Nordens wurde) zur Diözese und 834 mit Bremen zusammen zum Erzbistum. 1188 hat Graf Adolf III. von Schauenburg-Holstein neben der Alt- die Neustadt begründet. Durch ihre äusserst günstige Lage entfaltete sich der Ort rasch und wurde noch im 12. Jahrhundert zu einem Handelszentrum. Kaiser Otto IV. verlieh ihm die Privilegien der Freien Reichsstadt. So verwundert es nicht, dass Hamburg sich zu einem führenden Mitglied der Hanse entwickelte und naturgemäss enge Verbindungen mit Lübeck und Bremen pflegte.

1529 führte man hier die Reformation ein. Ein 1567 mit England geschlossener Niederlassungsvertrag orientiert die Hafenstadt handelsmässig stark nach England, was bis heute fühlbar geblieben ist. 1618 erhielt Hamburg die Reichsstandtschaft, d. h. wurde praktisch als selbständiger

Staat anerkannt. Das 17. Jahrhundert hatte eine starke Zuwanderung von Niederländern und Hugonotten zu verzeichnen, deren Können und Einsatz die Blüte des Handels noch mehr verstärkte. 1815 kam die historische Siedlung als Freie Stadt zum deutschen Bund. Ein furchtbarer Grossbrand zerstörte im Jahre 1842 den alten Kern: 4000 Gebäude verbrannten, darunter das Rathaus und drei Kirchen, ein Grund dafür, dass Hamburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend neu erstand.

Der zweite Weltkrieg brachte der Stadt schwere Zerstörungen, kam es doch hier durch Phosphorbombardierung zu dem gefürchteten Feuersturm, der die Innenstadt buchstäblich hinwegfegte. Vom historischen Herzstück Hamburgs ist nach allen diesen schlimmen Schicksalsschlägen, wenn auch nicht mehr sehr viel, so doch noch einiges Wesentliches übriggeblieben. Darunter befinden sich zwei wichtige alte Denkmäler wie die gotische Jakobi- und die barocke Michaelskirche. Zudem und vor allem verfügt es über beachtliche Quartiere und Gebäulichkeiten des Spätklassizismus, des Historismus und der Moderne.

Der arg verstümmelte Siedlungskörper ist im letzten Vierteljahrhundert in neugeschlossener Form wieder erstanden. Eine bewunderungswürdige Leistung. Das charaktervolle Aussehen der inneren Siedlungsgebiete und der stolzen Stadtkrone bilden vor allem die in den traditionellen Backstein- und Fachwerkkonstruktionen sich darbietenden alten Häuserzeilen, und zwar angeführt von wahrzeichenhaften Kirchen und ihren emporragenden Türmen. Dieser Aspekt wird auch in Zukunft die unverwechselbare Eigenart und einmalige Erscheinung Hamburgs bestimmen.

Allmählich vernarbten in der Hansestadt an Elbe und Alster die nach Kriegsende offenliegenden Kriegsverletzungen. Die allerletzten, riesenhaft klaffenden und vom Bombenhagel verursachten Wunden tragen einzig die noch vorhandenen Reste des Gotteshauses von St. Nikolai unverhüllt zur Schau. Ob und in welcher Weise dieses Objekt weiter bestehen soll, so wurde uns an seinem Standort mitgeteilt, darüber seien hier in Ham-

burg in neuester Zeit leider weitauseinander klaffende Meinungsverschiedenheiten laut geworden. Den einen ist sein Dasein vollständig unnötig oder gleichgültig, andere möchten es in seiner neugotischen Gestalt wieder ganz herstellen. Dritte schlagen vor, den Turm entweder in seiner jetzigen malträtierten Überlieferung zu belassen oder zu ergänzen, aber ihm ein modernes Gotteshaus beizufügen. Und vierte wollen es ohne neue Zutat in seinem ruinösen Zustand belassen.

Da in der anschliessenden Aussprache vor Nikolai auch unter uns keine übereinstimmende Auffassung zum Ausdruck gelangte, meldete ich mich zu Wort und gab meine feste Überzeugung in der Angelegenheit etwa sinngemäss folgendermassen bekannt: Diese Kirchenruine bildet ein städtebauliches Wahrzeichen von seltener optischer Wucht und von stärkster Rufkraft. Sie beherrscht den näheren Siedlungsraum absolut. Ihre erbarungslos zerfetzten und im hohen Turme gipfelnden Bauglieder recken sich gleich einem zu Stein gewordenen menschlichen Aufschrei hilfelehnend gen Himmel. Das zerschundene Architekturfragment in seinen monumentalen Dimensionen wirkt als markanter ideeller Kontrastakzent zur scheinbar intakten und perfekten Umwelt. Es erhält die Erinnerung an die Schrecken des Krieges wach und wirbt unentwegt für den Frieden.

Dieser Wegweiser in eine bessere Zukunft so fuhr ich fort, darf nicht zerfallen und untergehen; er muss fortbestehen. Man sollte dieses Symbol unbedingt und ohne irgendwelche Einschränkungen – also in seiner jetzigen ganzen Erscheinung – durch geeignete technische Vorkehren dauernd sichern und als Mahnmal bewahren. Denn zum aufstrebenden und spitz endenden Turmschaft gehören doch zweifellos die sich ihm niedrig anschliessenden spärlichen Mauerzüge von Schiff und Chor. Nur in der kümmerlichen, bruchstückhaften Einheitlichkeit ist die weitere Existenz der Überreste von St. Nikolai berechtigt, bleibt die Ruine nicht als geschöntes Denkmal, sondern als Erinnerung an schreckliche Vorkommnisse der Vergangenheit und als Warnruf für die Zukunft wirksam. Die vom lärmenden Verkehr umbrande-

ten, stilleren inneren Bereiche des Komplexes sollten dem Besucher als eine Insel der Besinnung überlassen werden.

Nach diesen, meinerseits bewegt dargebrachten Äusserungen schlossen sich die meisten der Anwesenden meiner Stellungnahme an. Vor allem auch jener in der Angelegenheit hauptverantwortliche Direktor der Hamburgischen Denkmalpflege, Dr. Joachim Gerhard, dem ich, wie er mir gegenüber damals sagte, ganz aus dem Herzen gesprochen hätte. Dabei bat er mich noch, ich möchte doch so gut sein und mein Votum in schriftlicher Form festhalten und ihm zu Händen seiner Behörden zuschicken. Es sei ihm hilfreich, denn dem Urteil eines ausländischen Experten würde man selbstverständlich auch in der früheren Hansestadt stets grosses Gewicht beimessen. Diesem Begehren um Unterstützung von auswärts gab ich nach meiner Rückkehr in die heimatlichen Gefilde rasch statt. Auch dem 1 ½ Jahre später kundgegebenen Wunsch, anlässlich eines neuen Aufflakers derselben Frage in dieser Sache, nach Veröffentlichung meiner Empfehlung in einer Schweizerischen Fachzeitschrift kam ich gerne und bald nach. Und St. Nikolai ist seither in seinem ruinenhaften Zustande gesichert und bewahrt worden.

## Das Märkische Viertel und die Luisenstadt in Berlin

Auch Berlin ist älter und geschichtreicher als gewöhnlich angenommen wird. Die günstige geographische Lage, in der sich die Handelsstrasse von West- und Süddeutschland treffen und hier über die älteste Brücke des Mühlendamms über die Spree führten, sind die Ursache dafür, dass sich hier schon Ende des 12. Jahrhunderts ein wendischer Handelsplatz entwickelte, auf dem dann um 1230 die Ortsgründung des markgräflichen Hauses der Askanier aufbauen konnte. Es waren ursprünglich zwei Siedlungen, die den

Kern des heutigen Berlins ausmachen, Berlin und Kölln; die erste urkundliche Erwähnung der letzteren 1237 ist der Grund für die diesjährige 750-Jahr-Feier der Stadt.

1358 wurde Berlin Mitglied der Hanse. Seit dieser Zeit entwickelte es sich endgültig zum wirtschaftlichen und politischen Mittelpunkt ihres Gebietes. 1415 hat man das Haus Hohenzollern, dessen Stammburg in Süddeutschland, bei Hechingen unweit der Schweizer Grenze liegt, mit der Mark Brandenburg belehnt; so war es Friedrich II. von Hohenzollern, der in Berlin seinen Wohnsitz nahm und hier eine Residenz errichtete. 1539 ist da die Reformation eingeführt worden; im Dreissigjährigen Krieg konnte sich die Stadt an der Spree von den Schweden loskaufen und kam daher glimpflich davon; 1654 zählte sie 10 000 Einwohner.

In der Zeit des Grossen Kurfürsten, dessen Reiterstandbild aus Bronze von Andreas Schlüter vor dem Charlottenburger Schloss steht, erlebte Berlin eine bedeutende Blüte, insbesondere durch den starken Zuzug von Waldensern, Holländern und hauptsächlich Hugenotten; der letztere war so bedeutend, dass 1699 20 Prozent der Einwohner von Berlin Franzosen waren. Unter Friedrich I., König in Preussen, setzte sich der Aufschwung fort, namentlich auch auf kulturellem Gebiet: 1700 Gründung der preussischen Akademie der Wissenschaften (erster Präsident war Leibniz). Der grosse Barockbau des Zeughauses ist z. B. aus jener Epoche noch erhalten. Wenn auch die Regierungszeit des nächsten Herrschers, des «Soldatenkönigs» als karg angesehen wird, so gründete dieser doch u. a. die «Charité», das berühmte Spital, welches noch heute existiert; ausserdem hat man nicht weniger als sieben neue Kirchen errichtet. Das Zeitalter Friedrich des Grossen ist vielleicht die bekannteste Glanzzeit Berlins, das friederizianische Rokoko mit den Architekten von Knobelsdorf und Gontard und dem Maler Antoine Pesne, worin sich bereits der sehr starke französische Einfluss zeigt, welcher für Friedrich und Preussen in dieser Zeit massgebend war.

In der Romantik schliesslich stieg Berlin zum

geistigen Mittelpunkt Deutschlands mit A. W. Schlegel, Tieck und A. von Arnim auf; mit Hilfe der Gebrüder Humboldt hat man 1809 die Universität gegründet. In der Baukunst ist die Zeit des Berliner Klassizismus durch Karl Gotthard Langhans (Brandenburger Tor) und Karl Friedrich Schinkel (Altes Museum, Ehrenmal, Schauspielhaus, Bauakademie, Friedrichwerdersche Kirche) geprägt.

Das Zeitalter der Industrialisierung liess Berlin im 19. Jahrhundert in geradezu amerikanischen Dimensionen wachsen, was sich dadurch noch akzentuierte, dass es 1871 zur Metropole des neu gegründeten deutschen Reiches wurde: ganze Stadtviertel entstanden völlig neu, ehemalige Dörfer wurden zur Stadtlandschaft überbaut, was zeitbedingt nicht ohne erhebliche Schattenseiten (Mietskasernen, Hinterhöfe) abging. Einen grossen Teil vorwiegend historistisch geprägter Quartierstrukturen zerstörten die Bomben des 2. Weltkrieges in Luftangriffen, wobei der hiesige Trümmerberg grösser war als der Kriegsschutt aller übrigen deutschen Städte zusammen.

In Berlin, das jetzt leider durch eine Grenz-Mauer zweigeteilt ist, tagten die Landeskonservatoren der Bundesrepublik mit ihren Gästen aus den Nachbarländern im Jahre 1971 vom 12. bis 16. Juni. Hauptthemen waren dabei die Behandlung der Sanierungsprobleme der historischen Siedlungen und Objekte im Rahmen einer Grossstadt. Inhalte also, für die auch breitere Bevölkerungskreise grosses Interesse bekundeten. Denn ins öffentliche Bewusstsein eingedrungen sind damals bereits auch Begriffe wie Betreuung von Stadtbild und Denkmal, Erhaltung historischer Substanz oder Pflege der Umwelt, das spürte man hier auf Schritt und Tritt.

Das Programm begann mit einer Besichtigung des modernisierten Märkischen Viertels, welche mit Gesprächen der dort verantwortlichen Träger und Gestalter über die dabei angewandten Baumassnahmen verbunden war. Anstelle eines radikal vorgenommenen Kahlschlages – die sogenannten Mietskasernen der Gründerjahre trug man auf dem Areal sorglos in grossflächiger Weise ab – tür-

men sich jetzt eilig hochgezogene und unvorstellbar riesenhaft dimensionierte Wohnbauberge neu auf, die man uns noch im frisch-feucht errichteten Zustande mit unverhohlen stolzer Fortschrittlichkeit präsentierte. Als vermeintlicher Nachweis ihres sogenannten baukulturellen Verständnisses klebten sie in niedlicher Weise eine reich mit Stuck dekorierte und ebenso mit Farben kolorierte Fassade eines dreistöckigen historistischen Hauses, wahrscheinlich zur Erinnerung an unbewältigte Vergangenheit, den gigantischen Neubaumassen an. Wieviel Verkanntes, Verzerrtes und Zusammenhangloses war hier beisammen.

*Berlin: Überreste eines zerbombten Stadtviertels.*



Im Ergebnis lauter Trugbilder, denen jeglicher humane und urbane Geist mangelte. Auf biedere Monumentenbetreuer wirkte das Ganze sehr verwirrend, ja verletzend und abstossend. Die von mir darüber ausgesprochenen kritischen Worte wurden von den Adressaten – Bauherren und Architektenschaft – als Aussage eines ewig Gestrigen nur mitleidig belächelt.

Als wir am zweiten und dritten Tag unter anderem die Siedlungen Staaken und Onkel Toms Hütte besichtigten, machte ich meine Berliner Amtskollegen auch noch auf jene diesbezüglich beispielhaften Anlagen zweier hervorragender Schweizer Architekten und Planer, nämlich der Professoren Hans Bernoulli und Otto Salvisberg aufmerksam. Von ihnen stammen einige vor und nach dem ersten Weltkrieg vorbildlich geplante und ebenso verwirklichte Wohnquartiere, welche meines Erachtens in hohem Masse schützenswert sind.

Am Donnerstag, den 15. Juni 1972, ging es dann auf eine Besichtigungstour im Bezirk Kreuzberg, wo man uns die hier projektierten harten Sanierungsvorkehren beliebt machen wollte. Dabei vernahmen wir zu unserem grossen Erstaunen den vorgesehenen Abbruch und die Neuanlage der sogenannten Luisenstadt samt einer Autobahn, was nicht nur bei mir grosses Aufsehen erregte. Denn die da bestehende, reparierbare Bebauung geht doch auf zwei bedeutsame Fachleute zurück, nämlich auf den grossen Baumeister Karl-Friedrich Schinkel und den Landschaftsarchitekten Peter-Josef Lenné. Diesen beiden hervorragenden Planern ist es zu verdanken, dass dieses Viertel eine besonders gute Gestalt gewonnen hat, in dem sich zusammenhängende Begrünungen und ästhetisch wohl artikulierte und gut gegliederte Bebauungen entlang der Strassenzüge sich harmonisch vereinigen. Im ganzen übrigen Berlin findet man nach den Zerstörungen im letzten Krieg qualitativ nirgends mehr ihresgleichen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nicht einmal die grosszügige Freiraumgruppierung zwischen dem Engelbecken und dem Wassertorplatz, welche den städtebaulichen Organismus ordnet und

schmückt, sollte von der Vernichtung verschont bleiben; aber da müsste man doch nicht die Osttangente der Autobahn in einem hässlich eingeschnittenen Trasse durchführen.

Die lediglich am Reissbrett entstandene Neuplanung ignorierte die überlieferte Ausformung vollständig; nichts würde mehr an sie erinnern. Und die Aspekte der überkommenen Verkehrsadern sind auch nicht dadurch zu bewahren, dass man hier und da eine Schauseite eines spätklassizistischen Hauses erhält und auffrischt. Das genügt einfach nicht: Eine gerettete Stuckfassade wie jene des «Fürstenhofes» wirkt zwischen befremdlichen Neubauten deplaciert, ja grotesk, wo sie doch nur eine Alibifunktion erfüllt. Das städtische Gefüge fällt trotz solcher gutgemeinten Massnahmen restlos auseinander. Anstelle des Mottos: erhaltet ein stukkiertes Haus, sollte der Wahlspruch selbstverständlich heissen: Rettet die gewachsene Stadt!

Übrigens war eine genaue Untersuchung des baulichen Zustandes dieser Häuslichkeiten noch gar nicht abgeschlossen. Das Pauschalurteil der Verwaltung, wonach die entsprechenden Substanzen in diesem Quartier durchgehend so schlecht seien und deswegen ihre Bewahrung sich nicht mehr rentiere, entbehrte der Begründung. Wir konnten zwar aus dem Stegreif nicht jeden Fall beurteilen, ob eine sanfte Erneuerung dieser Baublöcke und ihre sogenannte Entkernung mehr kosten würde als ihr Abriss und die Errichtung eines neuen Quartieres. Aber eines wussten wir mit Bestimmtheit und das durften wir auch behaupten: Die Frage, ob die Beibehaltung wertvoller Gebäulichkeiten sich lohne, darf nicht lediglich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilt werden.

Da die meisten der vorhandenen Miethäuser dieselben oder ganz ähnliche Grundrissanordnungen aufweisen, sollte es doch möglich sein, ihre dringend gewordene Modernisierung mit neuen Küchen-, Bad-, WC- und Heizungseinrichtungen sehr rationell zu projektieren und zu realisieren. Zudem müsste man sich überlegen, ob das Konzept einer Stadtautobahn, welches Ausgangspunkt der ganzen Neuplanung zu sein scheint, überhaupt noch gültigen Vorstellungen einer zeit-

gerechten Verkehrsplanung entspricht. In den Vereinigten Staaten von Amerika und ebenso in anderen Industrieländern mit starkem Individualanteil macht man bereits seit geraumer Zeit die Erfahrung, dass im Wettlauf zwischen der Auto-Produktion und der neuen Strassenanlegung letztere immer verliert. Man verbreitert die Verkehrsstränge, man opfert Häuser sowie Bäume und findet die erweiterten Verbindungswege nach wenigen Jahren wiederum verstopft. Allein nur ein zielbewusster Ausbau der öffentlichen Verkehrsmittel unter Hinzuziehung neuester Techniken würde in solchen Fällen imstande sein, derartige innerstädtische Probleme auf geeignete Weise zu lösen.

Die übrigens erst in anderthalb Dezennien vorgesehene Verwirklichung der Autobahn und die jetzige Bezeichnung dieses Viertels als Sanierungsgebiet lähmt die Hauseigentümer in ihren baulichen Unterhaltungspflichten. Die Folge solcher Reparaturverweigerungen sind bekanntlich die totale Verwahrlosung der Gebäulichkeiten, welche zusehends verfallen und dadurch unbewohnbar werden. Auch eine solche Zwangsläufigkeit ist uns aus amerikanischen Grossstädten schon längst sattsam bekannt. Diese Gegebenheiten und die ständige Zunahme von sozial schwachen Gastarbeiterfamilien als Mieter von derart ungepflegt gehaltenen sowie mangelhaft ausgestatteten Logis, und nicht die Anziehungskraft der Neubauquartiere, verursachen den steten Verlust an einheimischer Bevölkerung im ganzen Bezirk Kreuzberg. Die misslichen Zustände, welche in vielen Miethäusern der Luisenstadt vorherrschen, müssten zum Vorteil der Bewohner geändert werden.

Alle hier notwendigen Modernisierungen hätten allein im Interesse der Mieter und nicht in jenem der Bauwirtschaft oder Automobilindustrie zu erfolgen. Wieviele Kreuzberger von ihrem Stadtviertel, das sie kennen, Abschied nahmen und wieviele aber gerne hierbleiben würden, wenn man ihnen zu besseren Wohnverhältnissen verhelfen könnte, solche Fragen sind von der Senatsverwaltung bisher nicht gestellt worden. Die Luisenstadt kann man unter Berücksichtigung mo-

derner soziologischer Gesichtspunkte zweifellos erhalten. Diese Aufgabe sollte eigentlich Gegenstand eines Wettbewerbes sein. Die prächtige Platzfolge zwischen dem Wassertor und dem Engelbecken würde für die Bevölkerung ein Erholungszentrum werden. Auch die Möglichkeit, den einst hier befindlichen Kanal wieder herzustellen, wäre prüfenswert. Wenn es gelänge, dieses Quartier zu bewahren und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend sanft zu erneuern, dürfte hier eine Lösung entstehen, die anderen Grossstädten Europas zum stimulierenden Vorbild reichen könnte.

Alle diese Darlegungen entsprachen etwa dem Inhalt meines damals kritisch vorgetragenen Votums in der Sache, dem längsten, das ich anlässlich einer bundesdeutschen Denkmalpflegertagung je abgegeben hatte. Auf Wunsch fast aller Teilnehmer sollten sie auch ihren Niederschlag in einer Eingabe an den Berliner Senat finden. Da der diesbezügliche Wortlaut am Freitag abend, den 10. Juni, also am Ende der Veranstaltung noch nicht ganz bereinigt gewesen war und der Vorsitzende der Vereinigung aus Kompetenzgründen gewisse Bedenken ins Feld führte, überliess man es mir und acht hier ansässigen Gästen, welche an der Veranstaltung teilgenommen hatten und meine Auffassung teilten, die Entschliessung zu formulieren, zu unterzeichnen und den Behörden zuzustellen. Diese Einspruch erhebende Gruppe bestand aus der früheren Direktorin der Verwaltung der hiesigen staatlichen Schlösser und Gärten, zwei ordentlichen Professoren der Freien und vier Professoren der Technischen Universität Berlin sowie einem Redaktor der Fachzeitschrift «Bauwelt» und mir.

Es wird kritisiert, dass man nicht zugunsten zweifelhafter ökonomischer und verkehrstechnischer Vorteile in diesem Viertel von Kreuzberg die historische Kontinuität der gewachsenen Siedlung zerstören darf. Und für diesen und andere Bereiche von Berlin ist in der Folge unserer Einsprache mit viel mehr Rücksichtnahme auf überlieferte städtebauliche Erbschaften vorgegangen worden. Zum Glück für Berlin.

## Silbernes Wallfahrts-Jubiläum

L. und E. Baer-Breitler, Münchenstein

Der 30. November 1986 war für unsere Elternrunde ein unvergessliches Erlebnis, denn zum 25. Mal machten wir uns auf den Weg zur traditionellen Nachtwallfahrt nach Mariastein.

Dieses Ereignis hat sicher einen gewissen Seltenheitswert, denn dahinter steht eine lange, über 25jährige Geschichte. Schon Charles Péguy hat einmal gesagt, dass die christlichen Eheleute die Abenteurer unseres Jahrhunderts seien. Abenteurer hat mit Neuland, Ungewissheit, aber auch mit Zuversicht und Optimismus zu tun. Hier also in kurzer Darstellung etwas über den von uns gegangenen Weg.

Begonnen hat es mit der Gründung eines Elternzirkels in der Heilig-Geist-Pfarrei Basel im Herbst 1961, den meine Frau und ich, ausgerüstet mit einer Grundausbildung der katholischen Elternschule Basel, angefangen haben. Es waren zunächst einmal Probleme der Erziehung vom Kleinkind bis zur Adoleszenz, die uns beschäftigten, und wir versuchten dies stets aus unserer christlichen Überzeugung heraus darzustellen. Wir waren anfänglich ca. 20 Teilnehmer, mehrheitlich Ehepaare, welche monatlich zusammenkamen. Bald einmal stellten wir fest, dass Erziehung im weiten Umfeld unserer Gesellschaft grosse Anforderungen stellt, über die es sich lohnt, in Gemeinschaft nachzudenken und für die Praxis Anregungen zu erhalten. Die von uns behandelten Themen erweiterten sich entsprechend auf Eheprobleme und solche weltanschaulicher Art, d. h. wir versuchten, das ganze Leben einzubeziehen.

Nach ca. fünf Jahren stellte sich uns das Problem, unserem Elternzirkel eine neue Form zu geben, denn wir hatten uns inzwischen auch anderweitig als Zirkelleiter engagiert. Daraus entstand nun